

Literatur und Kunst des Auslandes

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **4 (1909-1910)**

Heft 23

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Erkenntnis, daß Golo-Moissi diesmal unbedingt die Ehren des Abends auf seinem Haupt vereinigte.

Grabbes Herzog Theodor von Gothland, dieses genialische Jugendwerk des Dichters, aus dem Dunkel rein literarhistorischen Bekanntheits ins Licht der Bühne zu ziehen, war ein gewaltiges Wagnis unseres Theaterleiters; die absolut notwendigen Striche suchten vor allem das, was von Bühnenaktion in dem Werk steckt, klar herauszuarbeiten. Und dies gelang, dank auch der vereinfachten Bühne, die der Inszenierung auch der Genoveva wieder so treffliche Dienste geleistet hatte, in bemerkenswertem Grade. Leider kam das Weltanschauungselement, das in den leidenschaftlich und empörerisch hingewühl-

ten Reden des Herzogs zum Ausdruck kommt, diese Philosophie des Weltkessels und der Verneinung alles vernunftvoll Transzendenten bei diesem Amputationsprozeß allzustark ins Hintertreffen, und die Häufung von Furchtbarem, ja Scheußlichem, was das äußere Geschehen mit sich bringt, entschädigte nicht für das Ausfallen dieses Seelenkommentars. Eine Inszenierungstat, die zum Teil ganz prachtvolle Bilder schuf und einzelne Szenen, namentlich in den zwei letzten Akten, zu hochdramatischer Wirkung brachte, bleibt diese sehr anerkennenswerte Bemühung um Grabbe auf alle Fälle. Es war ein künstlerisch ehrenvolles Finale der Sommer-saison unseres Stadttheaters. H. T.

Literatur und Kunst des Auslandes

Berliner Kunstausstellungen. Während die große Berliner Kunstausstellung am Lehrterbahnhof in sechsundfünfzig Sälen ihre Schätze ausstellt — von ihnen soll demnächst die Rede sein — geht die Ausstellung in der Galerie Eduard Schulte, Unter den Linden, ihrem Ende entgegen. Bedeutendes wird hier nicht geboten, immerhin aber solche Kunst, die nicht unbedingt und von vorneherein abgelehnt werden muß. Beachtenswert ist da vor allem die Ausstellung des Verbandes Münchener Künstler. Fünfzig Werke mehr oder weniger bekannter Münchner Künstler sind da zu einer guten Kollektion vereint. Ernst Liebermann sticht da, schon durch die Zahl der ausgestellten Werke, hervor. Von ihm, der in den letzten Jahren sich dem Symbolismus genähert hat, ist ein hübsches „Interieur“ zu sehen, ein Treppenhaus, in dem eine wohlgeformte feingliedrige Frau emporsteigt. Nicht neu im Motiv, aber fein in der Lichtgebung ist das großflächige Bild „Dämmerung und Lampenlicht“. Tiefes Gemüt, liebevolles Sichversenken

in Details liegen in diesem Bilde mit der Mutter und ihren beiden Kindern, dem Buben und dem blonden Mädchen über dem Bilderbuch. Edle Frauengestalten sind eine Seltenheit und zur Sehnsucht geworden, seit uns die schreckhaften Figuren der alten und neuen Sezession durch bange Sommernachtsträume verfolgen. Da ist denn Liebermanns „Frühling“ und „Sommer“, mit den feinen Mägdlein dort und den vollerblühten Frauen immer noch herzerquickend genug, daß man sogar mit rein malerischen Qualitäten nicht allzu scharf ins Gericht gehen darf.

Hermann Lindenschmidts „Trinker“, ist eines von jenen Bildern, die sich über den Durchschnitt stellen. Etwas Wichtiges liegt in dieser Art des Pinselstrichs, in dieser Farbegebung, die so voll Lebensüberkraft ist. Hermann Volkerling, Paul Deuterich, Szkanowski, Otto Struikel, Hans von Hammer, jeder von ihnen bringt etwas Beachtenswertes.

Im großen Oberlichtsaale hat der Pariser Francis Auburtin ausgestellt. Puvis de Chavannes hat ihn angeregt

und von ihm mag er denn auch die weiche und feine Linie haben und den abgeklärten Stimmungssatten Ton, den er seinen Landschaften zu geben weiß. Eines seiner besten Bilder hängt hier: „L'Aube des Cygnes“, malerisch etwas weich, zeichnerisch reich an Qualitäten.

Von den übrigen Kollektivausstellungen sei noch erwähnt diejenige des Dänen Jans Birkholm. Er wirkt namentlich durch glückliche Beleuchtungseffekte.

Das Lessingmuseum in Berlin. Am Königsgraben, in der Nähe des Alexanderplatzes, steht noch ein Stück Alt-Berlin. Es ist das Haus, welches Gotthold Ephraim Lessing während der Jahre 1765 bis 1767 bewohnte und in dem er, wie auf der unter der Dichterbüste über der Haustür angebrachten Gedenktafel geschrieben steht, seine unvergängliche „Minna von Barnhelm“ geschrieben hat. Mehrere Male weilte Lessing in Berlin. Jedesmal mitten in der Altstadt. Zuerst in der Spandauerstraße, dann am Nikolaikirchhof und in der Heiligengeiststraße. Die Häuser aus Lessings Zeiten stehen in diesen Vierteln nicht mehr. Die Straßen zeigen ein anderes, modernes Gepräge, und so bleibt denn das Lessinghaus am Königsgraben die einzige Erinnerung an den großen Dichter, die beinahe unversehrt, wie ein stiller Gruß aus einer alten Zeit — hundertvierzig Jahre liegen zwischen Einst und Jetzt! — in unsere Zeit hineinschaut.

Das Berliner Lessinghaus fristete bis heute ein stilles und bescheidenes Dasein. Wenig Menschen nur verirrt sich in diese Seitenstraße, und mancher Berliner wußte von seiner Existenz so gut wie nichts. Dafür aber waren es Männer der Wissenschaft, Freunde der Dichterpersönlichkeit, die sich zu einer „Gesellschaft zur Erhaltung des Lessinghauses“ zusammen getan haben, um das Andenken an Lessings Berliner Aufenthalt vor der Zerstörung zu bewahren, um es in ein Lessingmuseum umzugestalten. Einstweilen freilich wird dies Museum an Bescheidenheit wohl von keinem andern übertroffen. In zwei Parterrezimmern sind die Andenken an Lessing untergebracht: Briefe, Büsten, Erstauss-

gaben seiner Werke, Lessingliteratur, sein Schreibtisch, eine Kommode, Photographien; auch andere Kleinigkeiten. Und neben diesen Lessingerinnerungen hängen und liegen Stücke aus der Theatergeschichte seiner und unserer Zeit. Bilder großer Lessinginterpreten, dramaturgische Literatur. Ein kleines Museum für Theatergeschichte also, oder die Anfänge zu einem solchen, wie es die moderne Theatergeschichtsforschung, diese verhältnismäßig noch junge und so zukunftreiche Wissenschaft, seit langem schon wünscht.

Das ist das Berliner Lessinghaus, in dessen oberen Stockwerken ein minderwertiges Fremdenlogierhaus eingerichtet wurde. Die Stadt Berlin wollte das Häuschen nicht kaufen, und die „Gesellschaft zur Erhaltung des Lessinghauses“ muß froh sein, wenn sie, deren Mitgliederzahl eine so bescheidene ist, die nicht eben kleine Miete für die beiden Parterrezimmerchen aufbringen kann.

Augenblicklich ist die Erhaltung des Hauses wieder sehr in Frage. Herr Tiez, der Inhaber des Warenhauses, dessen eine Seitenfront sich am Königsgraben entlang zieht, hat den ganzen an sein Grundstück sich anschließenden Häuserkomplex zusammengekauft, um ihn in allernächster Zeit niederreißen zu lassen. Mit diesen alten Häusern ist auch das Grundstück Nr. 10 veräußert worden, ohne daß irgend jemand sein Beto hätte einlegen können, und so steht auch ihm der Abbruch bevor, wenn nicht Herr Tiez, durch den Alarm der Lessingfreunde, sich mit seinen Architekten auf einen Ausweg einigen kann. Die Frage ist nicht so einfach, und wenn sie nicht anders gelöst werden kann, muß sich das Lessingmuseum mit zwei Räumen im neuen Warenhausanbau begnügen. Dagegen stünde die Lessinggemeinschaft in Dankeschuld Herrn Tiez gegenüber, wenn er, geschäftliche Rücksichten opfernd, den Abbruch des Hauses umgehen würde. Dann würde ein Stück Alt-Berlin gerettet, zugleich aber eine historische Erinnerung, wie die Großstadt Berlin ihrer nicht viele mehr hat.

Dr. Max R. Kaufmann.

Eine neue Grabbehandschrift. In den Jahren 1828 und 1829 erschien der Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller, von Goethe ediert. Bald nach seiner ersten Lektüre hat Grabbe in seinen Briefen durchblicken lassen, wie sehr ihn „diese Hemdausziehereien“ empörten, und im Sommer 1830 verfaßte er für die Zeitschrift der „Komet“ ein Pamphlet unter dem Titel: „Etwas über den Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794 bis 1805, sowie auch einiges über die eben genannten Dichter selbst und über unsere Zeit“ Dieser Aufsatz wurde wegen seiner Länge nirgends abgedruckt, das Manuskript war bis 1893 bekannt, verschwand aber dann plötzlich — bis es soeben der Prager Gelehrte Dr. Spiridion Mukadinowic in der Handschriftenabteilung der königlichen Bibliothek in Berlin wieder gefunden hat. Der Aufsatz umfaßt 71 gebrochene Folioseiten in sehr großer Schrift, er kritisiert scharf die Publikation der Briefe und geht dann zu Goethes Verhältnis zu Shakespeare und Schiller über, alles einseitig beleuchtend und beurteilend. Über die Tonart Grabbes in dieser Schrift unterrichtet am besten die zusammenfassende Kritik des Goethe-Schillerschen Briefwechsels, die hier im Auszug wiedergegeben sei: „Etwas Unbedeutenderes, man möchte sagen Gländeres, ist seit langem nicht gedruckt. Die Briefe eines Cicero, eines Plinius geben uns wichtige Aufschlüsse über die Zeit, in der sie geschrieben wurden —, die Briefe aus dem Jahrhundert Ludwigs XIV. von Bussy-Rabutin, von der Sévigné zc. zeigen einen eleganten Konversationston, eine außerordentliche Feinheit des Stils. — Die Briefe Friedrichs des Einzigen, mit Voltaire, d'Argens u. a. gewechselt, lassen uns überall Geister erkennen, welche, die alte Zeitlage erkennend, reformierend in das neue Weltalter schritten —, aber der Schiller-Goethesche Briefwechsel, in sechs Bänden dem Publico vorgelegt, welches vielleicht im Vertrauen auf die Firma Schiller und Goethe tüchtig loskaufen wird —, hat keines der den obigen früheren Briefsammlungen beiwohnenden Interes-

sen, ist weiter nichts als eine Sammlung billetmäßiger Lappalien, wobei anfangs Schiller und Goethe, besonders in ihren staatsbürgerlichen und schriftstellerischen Verhältnissen zueinander, an nichts weniger als deren dereinstigen Publikation gedacht haben. Ex post, nach mehr als 20 Jahren hat sich jedoch Goethe eines Schlimmeren besonnen. Er selbst hat wahrscheinlich diese Trivialitäten herausgegeben. Sicher glaube ich freilich an ein solches Vorgehen gegen Schiller und gegen sich selbst noch nicht recht. Indes — wo kommen die von Schiller an Goethe gerichteten Billete her, wenn letzterer sie nicht zum Druck ausgeliefert hat? Und — ach! — beginnt der sechste Teil nicht mit einer Dedikation an den König von Bayern, nach welcher jeder unseren Dichterliebbling (Dichterkürst ist für ihn zu viel) als Herausgeber der qu. Briefsammlung halten muß? Schiller und Goethe, ihr beiden Herren am deutschen Dichterkürst, brauchtet euren Glanz nicht mit den Erbärmlichkeiten eures Privatlebens zu umnebeln. — Recht gut, daß man eure Charakter kennen lernt, aber so manche Gländigkeiten, die wir nicht zu wissen brauchten, dabei! — Auch das mag gut sein, wenigstens bei dem blinden Bewunderer Menschenkenntnis verbreiten, aber war es, gelinde ausgedrückt, klug oder delikat, daß Goethe sie bekannt machte? Was Schiller oder Goethe künstlerisch oder moralisch sind, weiß der Gebildete auch ohne diese Briefe. . . Schmutz ist Schmutz und kommt er auch aus dem Palaste eines sogenannten Dichterkürsten. Beschenkt dieser die Welt mit Sächelchen, die wie die qu. Briefsammlung oft nichts enthalten als Einladungen zum gemeinsamen Ausfahren, Grüße an die liebe Frau, und Karlchen bisweilen dazu, so schütze uns Gott, wenn etwa Napoleon, der an Kraft, Geist, Charakter und Wirksamkeit etwas mehr als Goethe und Schiller bedeutet, ja auf ihre Dichtungen (Schillers „Wallenstein“, Goethes Werke seit 1813) sichtbaren Einfluß gehabt hat, alle seine Tagesbefehle, freundschaftlichen Billets, Lizenzzetteln usw. ediert hätte. Hält Goethe sich für so wichtig, glaubt

es sei zu seiner und zu Schillers vereinigter Charakterisierung so nötig, daß er nach Schillers Tode diese Briefwechsel herausgibt, so hätte er doch den Leser und das Papier mit den Visiten- und Küchen-Charten (denn viele Billette sind nichts weiter) verschonen sollen. Er konnte ja, wenn „Grüße und Einladungen zum Mitspeisen“ so große Bedeutung auf die Bildung und das Wesen zweier Dichter haben, sie nur chronologisch anzeigen — einige hundert Seiten hätte er gespart.“

Diese für Grabbe so charakteristische Schrift ist bisher von allen Herausgebern der Werke des Dichters von „Don Juan und Faust“ — von Griesebach und Nieten — übersehen worden. Jetzt wird sie in absehbarer Zeit in der von Wukadinowicz besorgten Grabbe-Ausgabe der „Goldenen Klassikerbibliothek“ erscheinen.

Der entdeckte Poet. In einer Sammlung „neuer deutscher Original-Romane“ erschien bei dem Verleger Dienemann in Penig 1804 ein anonymes Büchlein unter dem Titel „Die Nachtwachen des Bonaventura“. Diese Sammlung, welche von 1802—1805 ihr kurzes Dasein fristete, war ebenso wie das in Berlin seit 1805 erscheinende „Journal der Romane“ für ein nur Unterhaltung und Spannung verlangendes, literarisch durchaus anspruchloses Publikum bestimmt, das in jenen Jahren, in denen Kogebue alle Bühnen beherrschte und Goethe in seiner ganzen Bedeutung eben erst von den Romantikern entdeckt wurde, die zahllosen aus dem Boden schießenden Leihbibliotheken belagerte. Bei ihrem Erscheinen wurden die „Nachtwachen“ wenig beachtet. Erst später erkannte man mit Erstaunen die dichterische Bedeutung dieses Buches, und das literarische Interesse wurde rege, als man entdeckte, daß Schelling in Schlegel-Lieds Musenalmanach für 1802 vier Gedichte unter dem gleichen Decknamen Bonaventura hatte erscheinen lassen. Jean Paul nannte zuerst in einem Briefe vom 14. Januar 1805, gestützt allein auf die Gleichheit der Namen, Schelling den Verfasser der „Nachtwachen“. Noch 1877 hat

Alfred Meißner die Autorschaft Schellings fest behauptet, und noch vor wenigen Jahren, nachdem bereits der ausgezeichnete Gelehrte Wilhelm Dilthey im Jahre 1903 die Unmöglichkeit aufgezeigt hatte, daß Schelling der Dichter des Romans wäre, hat Hermann Michel alle für den Philosophensprechenden Gründe dargelegt und mit einer nicht fortzuleugnenden Feigheit seine eigenen, heimlich durchaus für Schelling sprechenden Ansichten vorsichtig einandergesetzt.

Erst jetzt, mehr als hundert Jahre nach dem Erscheinen der „Nachtwachen“, ist es dem vor kurzem an die Straßburger Universität berufenen Professor Franz Schulz gelungen, ihren Verfasser in Friedrich Gottlob Wezel, einem romantischen Epigonen, zweifellos nachzuweisen. In dem Nachwort zu seiner im Insel-Verlag erschienenen Neuausgabe des Romans „Die Nachtwachen des Bonaventura“ hat er seine Entdeckung kurz erläutert. Es ist interessant, daß Heinrich Heine in seiner „Romantischen Schule“ der einzige Schriftsteller jener Zeit war, der die dichterischen Fähigkeiten Wezels erkannt hatte. Dort schrieb er: „Den verstorbenen Wezel, der hier vergessen und verschollen ist, muß ich ebenfalls hier in Erinnerung bringen; auch er ist ein Wahlverwandter unseres vortrefflichen Ahlands, und in einigen Liedern, die ich von ihm kenne, übertrifft er ihn an Süße und hinschmelzender Innigkeit“. Außer den „Nachtwachen“ hat Wezel kein Werk von bleibender Bedeutung geschaffen. Seine Dramen „Jeanne d'Arc“ und „Hermannfried, letzter König von Thüringen“ sind ebenso vergessen wie seine „Kriegs- und Siegeslieder“ und sein „Prolog zum großen Magen“, den nach Mitteilungen Funks, eines Freundes Wezels, dieser besonders liebte. „Die Nachtwachen des Bonaventura“ aber, Monologe eines poetisch veranlagten Nachtwächters, Bilder und Betrachtungen voll Geist und Witz, die durch echt romantische Stimmungsmalerei zusammengehalten werden, liest man noch heute mit großem Vergnügen. K. G. Wndr.